

Joachim Nowotny

Hexenfeuer



Impressum

Joachim Nowotny

Hexenfeuer

Erzählung

ISBN 978-3-86394-145-1 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1965 im Mitteldeutschen Verlag Halle/Saale.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Erster Teil

Am Silvestertag stiefelt plötzlich der Gutsinspektor Massopust durch das Dorf. Die Frauen raffen ihre Kinder vom Weg in die Höfe. Alte Weiber schlagen Kreuze und murmeln fromme Bannsprüche. Ein paar Lausejungen aber schnüren sich die Hosenbeine an die Waden. Sie wollen wie der Alte in Gamaschen einhergehen. Als sie seinen Stelzgang nachahmen, droht der Inspektor mit dem Spazierstock. Er stößt eine Verwünschung aus, die der Wind zu den großen Ohren der Witfrau Kubo trägt.

So ist es passiert. Noch ehe sich das Jahr ganz verausgabt hat, kursiert ein Gerücht unter den Leuten.

„Ein Unglück wird geschehen!“

Nichts als Gerede! Am Silvestertag ist die Menschheit immer ein bisschen wunderlich. Von einer Stunde zur anderen liegt sie auf der Lauer. Gleich muss etwas geschehen! Man darf es nicht verpassen. Meist geschieht überhaupt nichts. Der Tag geht zu Ende wie jeder andere. Höchstens feuchter. Manchmal aber leistet er sich einen Spaß. Er weckt einen Mann aus dem Dämmer Schlaf des Alters und treibt ihn durch das Dorf. Die Leute sehen ihm nach wie einem Gespenst. Sie wollen nicht glauben, dass das stockbeinige, dürre Gestell noch leben könnte. Es muss tot sein! Hockt es nicht das Jahr über im Sarg? Ist die Zeit, in der so etwas lebendig sein durfte, nicht vorbei?

Auch das ist Gerede! Massopust bezieht Rente. Er bewohnt eine Bodenkammer im alten Gutshaus und traktiert dann und wann seine Wirtschaftlerin mit dem Stock. Also kann er nicht tot sein. Nur dass ihn dicke, solide Mauerwände von den Menschen trennen. Sie verschlucken alles, auch das Geheul der alten kopfverrückten Lene. Niemand weiß, was zwischen ihnen noch vorgeht. Eine Zeitlang zerbricht man sich den Kopf darüber. Dann drängen sich die eigenen Sorgen vor. Wir sind wichtiger, bitte sehr! Mit uns müsst ihr fertig werden, liebe Leute. Den alten Knacker könnt ihr ruhig vergessen.

So geht es zu, dass Massopust schließlich stirbt. Er ist tot, obwohl er Rente bezieht und die alte Lene verprügeln kann. Und wenn er plötzlich den Mauersarg verlässt und durchs Dorf stiefelt, dann reiben sich die Leute nach dem ersten Schreck verwundert die Augen. Soll man ihnen nun trauen oder nicht? Eine Erklärung muss her! Die Witfrau Kubo hält sie bereit.

„Es bedeutet Unglück.“

Wie gesagt: alles Gerede!

Immerhin brennt uns am dritten Januar der Futterspeicher ab. Wir tun, was wir können, aber es hat keinen Sinn. Ehe die Rutenberger Freiwillige Feuerwehr mit der Motorspritze zur Stelle ist, hat sich der Fall erledigt. Der Löschmeister klettert zwar auf die Leiter. Aber er sieht nur noch in ein verkohltes Mauergeviert, das zum Himmel gähnt. Also gähnt er mit. Der Mann hat eine Nachtschicht hinter sich. Dann kommt er wieder herunter auf den Boden der Tatsachen.

„Was war drin im Speicher?“

Der Vorsitzende grinst.

„Gold“, sagt er, „pures Gold.“

Der Löschmeister grinst zurück.

„So ein Schwein auch zu haben! Gold verbrennt nicht.“

Er dreht sich auf dem Absatz um und geht zur Schenke. Von dort telefoniert er mit der kreisstädtischen Berufsfeuerwehr. „Es hat keinen Sinn mehr, dass ihr kommt. Schickt lieber einen von der Kripo.“

Dann gähnt er noch einmal. Das Bier, das ihm Gastwirt Henke über die Theke schiebt, lässt er stehn. Eine halbe Stunde später rasselt das rote Auto mit trockenen Schläuchen aus dem Dorf. Die Leute stehen mit hängenden Schultern da und starren dem Gefährt wütend nach. Einem muss man doch die Schuld aufpacken. Warum nicht der Feuerwehr?

Am Abend sieht die Sache anders aus. Wir sitzen in der Gaststube bei Henke-Max und belauern die Tür zum Vereinszimmer. Die Kripo ist tatsächlich gekommen. Sie hockt mit dem Hauptbuchhalter zusammen und lässt sich vorrechnen, wie viel Futter im Speicher war. Das dauert seine Zeit.

Henke trägt mit dem Bier seine Meinung unter die Leute. „Sabotage war es, das sag' ich euch!“

Der Fuhrunternehmer Kubo schiebt die Daumen hinter die Joppenrevers. „Red keinen Zwirn. Kannst es nicht beweisen“, sagt er.

Die Vereinszimmertür lässt er nicht aus dem Auge.

„Ich hab' es kommen sehn!“, orakelt die Witfrau Kubo. „Es war Gottes Wille.“

Henke schiebt ihr ein Tablett mit schaubereiften Gläsern zu. „Mach hin!“, sagt er. „Ich komm' sonst nicht nach.“

Ärgerlich dreht er das Pressluftventil auf. Was die alte Schachtel hier bloß reinzureden hat? Sie soll gefälligst Gläser spülen, wie es sich bei einem solchen Andrang gehört.

Auch der Schäfermeister Hubalek möchte seinen Senf dazugeben. Er war während des Brandes zwar mit der Herde auf den winterstarrten Heidewiesen - aber das hat nichts zu sagen. Der Mensch wuchert mit seinen Erfahrungen, wenn er älter wird. Warum soll ausgerechnet Hubalek mit ihnen knausern?

„Es ist alles ganz anders!“, rät er. „Ihr habt alle nicht recht. Mit Sabotage und Gottes Wille ist nichts erklärt. Man braucht einen Täter, einen Brandstifter sozusagen. Kennt man ihn, dann weiß man auch, weshalb er gekokelt hat.“

Henke zapft frisches Bier. Über den Hahn hinweg schielt er zu dem Klugschnabel.

„Gut und schön“, sagt er, „Bloß, wo nehmen wir so schnell einen her, einen Täter, mein' ich?“

Hubalek kneift die windgebeizten Augen zusammen. Einer in der Gaststube muss eine verdammt schlechte Sorte rauchen. „Manches wüsste man schon ...“

Wir werden unruhig. Der Schäfer kann also mehr als bloß Bier trinken und lange Reden halten. Unter Umständen wird er der Polizei allerhand auf den Tisch packen. Man könnte direkt neidisch werden.

Fuhrunternehmer Kubo weiß, wie man einen Menschen kunstgerecht aushorcht. Er stellt sich neben den Kachelofen, schiebt wieder die Daumen unter die Joppenrevers und wippt von den Absätzen bis zu den Schuhspitzen.

„Jeder kann kommen und sagen, dass er eine Ahnung hat. Jeder! Damit ist überhaupt nichts bewiesen. Ich zum Beispiel könnt' mich hinstellen und behaupten, ein gewisser Hubalek sei der Brandstifter.“

„Beleidigung!“, schreit der Schäfer aus seiner Ecke.

Kubo dämpft seine Entrüstung mit einer Handbewegung. Es sieht aus, als tätschele er die Luft.

„Könnte! Hab' ich gesagt. Ich werd' mich hüten, so einen Schnee in die Welt zu setzen. Manche Leute aber, die sind schlimmer als die Hühner. Sie krakeelen los, und das Ei bleiben sie uns schuldig.“

Nun sitzt Hubalek fest. Entweder er spuckt seine Weisheiten aus, oder er muss zusehen, wie man ihn zum Schwätzer stempelt. Eine Weile ziert er sich noch. In einer Tour versichert er, dass er tatsächlich was auf Lager habe.

„Kommt Zeit, kommt Rat“, verkündet er uns. Und er will uns den ganz Schlaunen vorspielen. Aber Kubo lässt nicht locker. „Geschwätz!“, zischt es zwischen seinen Goldzähnen hervor. Schließlich setzt sich der Schäfer in Positur. Er nimmt einen Schluck aus dem Glas, wischt sich mit dem Handrücken den Schaum aus dem Schnurrbart und lässt seine Augen im Raume wandern. Nachdem er sicher ist, dass alle die Ohren gespitzt haben, beginnt er zu sprechen.

„Ich will nichts gesagt haben. Überhaupt nichts, versteht ihr? Nur eins: Seit drei Wochen ist Scholz-Teifel auf freiem Fuß, tja!“

Ich höre noch, wie die Witfrau Kubo die Luft ausstößt. Einer setzt in der Stille sein Glas auf den Tisch. Henke lässt den Wischlappen in die Blechschüssel rutschen, Kubo beult seine Revers aus, dass die Joppennäthe knacken, im Vereinszimmer klimpert ein Bleistift auf die Diele, die Pendeluhr über der Theke tickt. Dann höre ich nichts mehr. Ich sehe rot. Im nächsten Augenblick lang' ich über den runden Tisch nach Hubaleks Kragen. Meine Faust springt ihm ins Gesicht. Gläser klirren zu Boden, Stühle kippen mit Gepolter auf die Lehnen, Schreie gellen zur Balkendecke auf. Und ich schlage, was die Armmuskeln hergeben. Irgendwo hinten klappt eine Tür. Das Gesicht des Schäfers wird pappig wie eine Würgebirne. Noch einmal will ich zustoßen, mitten in das schwarze Mundloch, das sich erstaunt öffnet. Aber da packen sie mich von allen Seiten. Kubo versetzt mir einen Kinnhaken. Vor meinen Augen tanzen rote und grüne Ringe. Schade, denk ich im Fallen, schade, dass die Schrecksekunde so kurz ist. Stundenlang hätt' ich ihn bläuen können. Dann trudle ich nach unten, immer tiefer - durch die Diele, vorbei an den Lagerhölzern, hinein in den Schwemmsand und noch tiefer bis zum Erdmittelpunkt.

Was ist das für ein niederträchtiges Licht? Es strahlt von der Decke genau in meine Augen.

„Er kommt zu sich“, sagt jemand.

Ich klappe die Augendeckel herab. Öffne sie wieder. Das Licht ist nicht mehr so grell. Ohne Not kann ich die Quelle ausmachen. Die dreikerzige Hängelampe des Vereinszimmers ist es. Na also! denk' ich, da haben sie schon einen am Wickel. So ein Feuer kann schließlich nicht vom Heiligen Geist stammen. Einer muss ja schuld sein. Warum nicht ich?

Doch dann wisch' ich den Gedanken fort. Von mir war nicht die Rede vorhin. Scholz-Teifel wurde verdächtigt. Dieser Mensch geht mich nichts an. Er ist mein Vater - und was weiter?

Ich richte mich auf. Sehe in die Gesichter zweier uniformierter Männer. Hinter ihrem Rücken hantiert der Hauptbuchhalter Wenke. Ein Zivilist steht am Fenster und starrt durch den Gardinenspalt ins Dunkle.

„Geht's wieder?“, fragt er, ohne sich umzudrehen.

„Es geht!“

Der Mann nickt der Finsternis vor dem Fenster zu.

„Fangen wir an.“

Man schiebt mir einen Stuhl hin. Noch ehe ich mich gesetzt habe, schießt der eine Uniformierte die ersten Fragen auf mich ab.

„Name? Geburtstag? Beruf?“

Ich massiere mein Kinn und kaue ihm ein paar Brocken vor. „Scholz, Jan. Neunzehn Jahre, Zimmermann.“

„Wo beschäftigt?“

„Baubrigade.“

„Also in der LPG „Grüner Zweig?“

Dumme Frage! Gibt es vielleicht noch eine Baubrigade im Dorf?

Der Hauptbuchhalter springt ein. Er hebt den Finger in die Luft wie ein Schuljunge.

„Wenn ich was bemerken dürfte, Genosse ...“

„Nein!“, sagt der Zivilist vom Fenster,

„Wie kam es zu der tätlichen Auseinandersetzung in der Gaststube, Herr Scholz?“

Diese Pedanten. Sie wissen's genau, wie es dazu kam. Aber nein, sie fragen und fragen, als gälte es, einen Doppelmord aufzuklären.

„Ganz einfach!“, sage ich frech. „Ich hab' dem alten Hubalek eins verwinkt, vielleicht auch zwei, das weiß ich nicht genau. Dann haben sie mich leider Gottes k. o. geschlagen.“

„Falsch!“, sagt der Mann vom Fenster. „Es war ein ganzer Hagel von Faustschlägen. Hubalek musste von der Gemeindeschwester behandelt werden. Finden Sie nicht auch,

dass Sie als junger Mann ein wenig zu grob waren?“

Ich finde es nicht. Aber mit den Leuten hier ist nicht zu reden. Man muss ihnen auf die patzige Art kommen.

„Ich denk', hier soll die Brandursache geklärt werden. Was hat das mit der Schlägerei zu tun?“

Jetzt dreht sich der Zivilist endlich um. Ich sehe ein rundes rosiges Gesicht mit zwei abstehenden Henkelohren und einem blonden Flaumbart.

„Herr Scholz!“, sagt er mit schneidender Stimme, die nicht zu der Figur passt, „Herr Scholz! Wir sind dabei, den Brand aufzuklären. Ist das klar?“

Also doch! Hier wird irgendetwas zusammengebraut. Den Leuten muss schließlich was gesagt werden. Es geht nicht an, dass die Polizei ohne Ergebnis bleibt. Aber mit mir können sie das nicht machen. Mit mir nicht!

Mit einem Ruck stelle ich mich auf die Beine. Wenke kann gerade noch den Stuhl abfangen, der hinter mir auf die Diele kippen will.

„Ich weiß nichts!“

Der eine Uniformierte wirft seinen Bleistift auf das Papier. Er holt tief Luft Der andere beruhigt mich,

„Setzen Sie sich wieder, Herr Scholz. Sie sind durcheinander, das ist begreiflich. Vielleicht fällt Ihnen doch etwas ein. Wenn ich nicht irre, dann hatte Ihre, na sagen wir, Aufwallung in der Gaststube eine bestimmte Ursache, die mit dem Brand zusammenhängt.“

Was soll ich darauf antworten? Natürlich hat der alte Hubalek von einem Brandstifter gequasselt, von wem sonst? Im Augenblick spricht keiner im Dorf von etwas anderem. Ist das so verwunderlich?

Der Mann mit den Henkelohren schüttelt den Kopf.

„So geht das nicht weiter. Herr Wenke, berichten Sie!“

Der Buchhalter zuckt zusammen.

„Sehr wohl, Genosse Oberleutnant“, dienert er. „Das ist alles leicht zu erklären. Hubalek sprach von einem gewissen Johann Scholz, bei uns Scholz-Teifel genannt. Man weiß, dass er kürzlich aus dem Zuchthaus entlassen worden ist. Seinerzeit wurde er auf Veranlassung des Vorstandes festgenommen. Diebstahl am privaten und genossenschaftlichen Eigentum, Sie verstehen ... Der Schäfer vermutet nun ganz logisch, dass sich dieser Scholz rächen wollte. Damit wäre der Brand erklärt. Um so mehr, als die fragliche Person heute früh in der Heide beobachtet wurde. Auch von Hubalek, verstehen Sie? Er hütete draußen eine Herde und ...“

„Zur Sache!“, drängt der eine Polizist.

„Zur Sache, ja!“ Wenke leckt sich die Fingerspitzen. „Der Zimmermann hier ist der Sohn des genannten Scholz-Teifel. Seine Mutter starb bei der Geburt. Er kam zu Leuten in Pflege. Seit vier Jahren hat er eine Kammer beim Vorsitzenden Jento. Der eigentliche Vater

kümmerte sich nicht um ihn, müssen Sie wissen. Er trieb sich in der Gegend herum, falls er nicht gerade im Knast, äh, Zuchthaus saß. Ein a-so-zi-a-les Element, wenn das richtig ist.“

„Es ist richtig!“, bestätigt der Polizist. Er klopft ungeduldig mit dem Bleistiftrücken auf den Tisch.

Wenke aber hebt die Schultern.

„Mehr kann ich leider nicht ...“

„Eben sagten Sie aber, es sei alles leicht zu erklären.“

„Sie erlauben?“

Wenke setzt sich auf den vorderen Stuhlrand. Das ist ein Kunststück bei seinen Speckhüften. Aber er schafft es. Was der Mensch so alles zuwege bringt, wenn er Eindruck schinden will.

„Bis hierher lässt sich alles bezeugen. Jeder im Dorf könnte es. Jetzt aber bewege ich mich gewissermaßen in Vermutungen.“

Da sein Blick zu meinen Fäusten hinwandert, kann ich für einen Moment seine Augen sehen. Sie sind tief unter gelblichen Fettpolstern verborgen und flackern wie Reisigfeuer.

„Es könnt' sein“, beginnt er zögernd, „es könnt' sein, dass doch eine geheime Verbindung zwischen Vater und Sohn besteht. Bisher hat es den Zimmermann immer kalt gelassen, wenn irgendwo in seiner Gegenwart von den Schandtaten Johannis gesprochen wurde. Deshalb nahm sich der Schäfer auch heut kein Blatt vor den Mund. Niemand hatte damit gerechnet, dass der Junge plötzlich aus der Haut fährt und seinen Vater gewissermaßen mit Faustschlägen verteidigt. Niemand, meine Herren!“

Ich bin jetzt ganz ruhig. Mittlerweile habe ich begriffen, was da für ein Gerüst zusammengezimmert werden soll. Man muss nur kräftig mit dem Fuß dagegen treten, und schon bricht es in sich zusammen. Aber ich warte ab. Man ist kein Spielverderber. Mal sehen, was sie noch alles auskramen. Ist dann ein Aufwasch!

Der Polizist legt den Bleistift wieder aufs Papier und pfeift plötzlich durch die Zähne.

„Hui!“

Doch der Zivilist lässt ihn nicht zu Wort kommen.

„Haben Sie eine Erklärung für Ihr Verhalten?“, fragt er mit eingefrorener Miene. Es sieht aus, als wäre Reif auf eine Pfingstrose gefallen.

„Nein“, sage ich. Ich habe tatsächlich keine Erklärung. Es ist über mich gekommen, vorhin in der Gaststube. Manchmal zuckt es mir in den Fingern. In einer Tour muss ich sie zur Faust ballen. Eine Fliege kann mich dann zur Raserei bringen. So geht es schon Jahre ...

„Haben Sie sich mit Ihrem, hm, Vater, getroffen?“

„Ja“, sage ich patzig. „Gestern Abend beim Mondschein. Er wollte das ganze Dorf abfeuern.“ Und die Kreisstadt auch, weil er dort gesessen hat. Am meisten war er auf eine gewisse Villa in der Bahnhofstraße scharf.“

Buchhalter Wenke staunt.

„Wieso ...?“

„Ach“, sage ich, „das ist ganz einfach. Leute in Zivil und Uniform, die andauernd blödsinnige Fragen stellen, kann er nicht riechen. Deshalb ...“

Nun habe ich die Herrschaften tatsächlich durcheinandergebracht. Die Bleistiftspitze des Polizisten rollt über den Tischrand und die Diele. Der andere Uniformierte drückt krampfhaft die Ellenbogen an den Leib. Und der Zivilist bekommt feuerrote Ohren. Immerhin! Sie reißen sich zusammen. Das muss man ihnen lassen. Nur Wenke rast im Zimmergeviert auf und ab und ringt die Hände. „Ein Abgrund ... bodenlose Tiefe ... tja.“

Mir zuckt es schon wieder in den Fingern. Ich bin drauf und dran, dem dicken Buchhalter eins zu versetzen. Der Mensch verstellt sich. Faustdick hat er es hinter den Ohren. Hier aber spielt er den Beschränkten. Hat auch allen Grund dazu.

„Herr Scholz!“, sagt der Zivilist, dessen Ohren mittlerweile wieder die normale Farbe angenommen haben, „wir sind nicht hier, um uns gegenseitig Komplimente zu machen. Es geht um die Aufklärung eines Brandes, der großen Schaden verursacht hat. Das Futter für ein Vierteljahr ist hin.“

„Falsch“, schreie ich, „alles falsch. Der Speicher war fast leer. Eine Handvoll Heu, drei Fuder Stroh und ein paar Säcke Quetschhafer. Mehr war nicht drin.“

Die Stille im Zimmer ist sichtbar. Beide Polizisten sitzen da wie Salzsäulen. Der Zivilist mit den Henkelohren hat den Kopf nach der linken Seite geneigt. Eine unbequeme Haltung für die Dauer. Aber er bleibt dabei. Wenkes Flackerpupillen jagen von der einen Augenecke in die andere. Ich höre es, wie die Augäpfel in den Schleimhäuten gleiten. So still ist es. Endlich stößt der Zivilist den Atem aus.

„Was können Sie dazu sagen, Herr Buchhalter?“

Der Angesprochene springt auf und rennt zu den Papieren, die den Tisch bedecken.

Seine Finger rascheln mit den Seiten eines schmalen schwarzen Buches.

„Hier ist alles aufgezeichnet, Genosse. Alles! Jedes Korn gewissermaßen. Genau nach Dezitonnen und so weiter. Darauf muss ich mich verlassen.“

„Ich frage nicht nach den Unterlagen. Wie viel Futter war real im Speicher?“

Wenke stützt sich mit der rechten Hand auf sein Buch. Er hebt das Kinn, dass es absteht wie ein Rammbock.

„Mein Platz ist die Buchhaltung!“, sagt er. „Im Speicher hab' ich nichts verloren.“

Dann setzt er sich auf den Stuhl. Diesmal aber drückt er den Rücken an die Lehne. Die Schnürschuhfüße sind fest auf die Diele gestemmt. Das kurze Stoppelhaar ist gesträubt. Ein beleidigter Mensch, so sitzt er nun da. Man hat ihm was Ungeheuerliches zugemutet! Man traut seinen Büchern nicht. Wo lebt man eigentlich?

Der schlaue Fuchs hat seine Taktik geändert. Aus dem höflichen Hüftknicker ist im Handumdrehen ein Bürohengst geworden, der alles schriftlich hat und dem keiner an die

Nieren kann. Wer wird ihn verantwortlich machen können, wenn er falsche Informationen erhielt?

Inzwischen tuschelt der Zivilist mit einem der Polizisten. Wie er damit fertig ist, geht der Uniformierte zur Tür. Er reißt sie auf und ruft in den Tabaksqualm, der aus der Gaststube dringt: „Herr Jento, bitte!“

Die Schritte des Vorsitzenden quälen die Dielenbretter. Das Holz windet sich unter den zögernden Stiefelritten in den Nagellöchern und Nuten. Es tut weh, so etwas zu hören. Dass der Mensch nicht ordentlich auftreten kann!

Ich dreh' mich nicht um. Was gäbe es schon zu sehen? Ein faltenloses Spitzmausgesicht unter einer schwarzen Haarkappe. Einen schwächtigen Brustkörper auf einem prallen Bauch. Krumme, dünne Beine in Schaftstiefeln und lange Spinnenarme. Das ist Jento. Ich kenn' ihn zur Genüge.

Der Zivilist sieht an mir vorbei, dem Vorsitzenden genau in die Augen, Er wiederholt meine Aussage: Der Speicher wäre fast leer gewesen, kaum Heu, kein Saatgut, kein Futtergetreide, außer einigen Säcken Quetschhafer. Das widerspreche allen bisherigen Ermittlungen.

„Äußern Sie sich dazu!“

Neben mir beginnt es zu zischen. Der Lachdrang presst dem Vorsitzenden die Luft ab. Sie entweicht nur stoßweise und mühevoll seinem Hals. Endlich sprengt sie die Kehlkopfsperre. Jento meckert laut vor sich hin.

„Gut, der Junge! Wirklich gut, muss ich sagen, hehe! Hat Fantasie und so. Vielleicht auch einige Promille im Blut, wie? Man kennt das. Früher spekulierte ich beim Schnaps auch immer den halben Münchhausen zusammen.“

Unversehens ist seine Stimme kalt geworden. So gemütlich hat er angefangen, der Jento. So lustig und locker. Nun aber muss er seine Wut in launige Worte gießen. Das kühlt ab.

„Wollen Sie damit sagen, dass Herr Scholz lügt?“, fragt der Zivilist gleichmütig.

Jento kneift die Augen zusammen. Eine schwere Arbeit für ihn. Die Haut spannt sich straff über den Schädel. Sie weiß nicht, wo sie die Winkelfalten für ein pfißiges Gesicht hernehmen soll.

„Er fantasiert mehr“, sagt er und lässt sich wieder von seinem falschen Lachen stoßen.

„Wer kann über den Speicherinhalt Auskunft geben?“

„Der Buchhalter, denk' ich.“

„Scheidet aus!“

Jento will nun die Stirn in Falten ziehen. Man muss den Leuten von der Kripo zeigen, dass man sich anstrengt ihretwegen. Den besten aller möglichen Männer muss man vorschlagen, nicht irgendeinen, der sich gerade in die Gedanken drängt. Die Sache ist wichtig genug. Nicht weniger als das Fortkommen der Genossenschaft hängt davon ab. Nein, da kann einer sagen, was er will: Ein paar gehörige Stirnfalten sind notwendig.

„Ich denk', wir nehmen den Graupeter-Adolf. Rentner und Schlüsselfürst bei uns. Will sagen, er macht so eine Art Pförtner beim Speicher. Muss ja schließlich wissen, was gebracht und geholt wurde, nicht wahr?"

„Gibt es keinen Speichermeister?"

„Wo denken Sie hin! Dazu reicht's bei uns nicht. Sind zwar Typ III, aber sonst bloß mittelprächtigt. 120 Mitglieder, auf die Null genau."

Wieder reißt der Polizist die Tür auf. Diesmal ruft er nach dem Schlüsselfürsten Adolf Graupeter.

Na, denk' ich, jetzt muss die Bombe ja platzen. Der Buchhalter wird ein paar Pfund Speck von den Hüften verlieren und der Vorsitzende ein paar Zentimeter vom Bauchumfang. Im Großen und Ganzen wird es den beiden nicht schaden, wenn sie sich einige Monate hinter schwedischen Gardinen aufhalten. Vielleicht, dass sich die Sache zu einer regelrechten Erholung auswächst. Endlich mal Ruhe und keine Sorgen. Mag das Vieh ruhig Fichtenreisig fressen. Wer im Knast sitzt, kann schließlich kein Futter beschaffen. So denk' ich mir den Fall. Und ich begrüße den alten Adolf mit einem kleinen Nicken.

Er hat die Aufmunterung nicht nötig. Ein paar Wolken aus der Tabakspfeife paffend, schleudert er sein lahmes Bein vor sich her in das Vereinszimmer. Es hat ihm dies und jenes eingebracht, dieses Bein. Einmal viel Mühe und Schwernis. Zum anderen auch Sicherheit gegenüber Behörden aller Art. Dem letzten Kaiser ist es zu verdanken, für den er Anno sechzehn vor Verdun beinahe krepirt wäre. Höchstwahrscheinlich hat ihm der alte Herr im Lazarett die Hand gedrückt. Für treue Dienste und kaputte Knochen. Seither fürchtet Adolf weder Uniform noch Amtsmiene. In seinen Augen gelten nur Leute, die mindestens einen persönlichen Handel mit einem Staatsoberhaupt vorweisen können. In Rutenberg gibt es einen Nachtwächter, der an den Innenminister geschrieben hat. Damit wollte er durchsetzen, dass die Glashütte einen Wecker für den Dienstgebrauch anschafft. Man weiß nicht genau, was aus der Sache geworden ist. Auf jeden Fall aber ist dieser Mensch der einzige, mit dem Graupeter ab und an ein Bier trinkt. Alles andere ist Kropfzeug. Auch der henkelohrige Zivilist und Kripomann, auch die Polizisten, auch Jento, der Vorsitzende, und Buchhalter Wenke. Auch ich. So einer ist nicht zu bestechen. Er sagt die Wahrheit, weil ihm das poplige Volk keine Lüge wert ist. Die Bombe muss platzen.

„Randvoll war der Speicher!“, sagt er und zwirbelt sich den grauen Kaiserbart.

Ich donnere mit der Faust auf den Tisch.

„Lüge!“, schrei' ich, „alles gelogen! Ein abgekartetes Spiel.“ Dann sehe ich wieder rot. Meine Fäuste springen auf Jento zu. Der hebt erschrocken die Hände vors Gesicht.

„Es hat ausgehakt bei ihm!“, stöhnt er, Schreck heuchelnd.

Ehe ich richtig zuschlagen kann, pressen sie mir die Arme an den Körper, Von den zwei Polizisten flankiert, werde ich im Eiltempo aus dem Vereinszimmer geschoben. Durch die verqualmte Gaststube geht es, hinaus auf den Flur und endlich auf den finsternen Dorfplatz. In der Nachtkühle lassen sie mich stehen.

„Schlaf dich aus!“, sagt der eine Polizist gemütlich. „Vielleicht hilft's.“

So ein Korbstuhl ist ein merkwürdiges Ding. Man sitzt auf knisterndem Holz, und es drückt nicht. In einen Polstersessel könnte man sich nicht besser schmiegen. Warum habe ich erst heute bemerkt, welch ein Schatz so ein Möbelstück ist? Vor vier Jahren bin ich in die Kammer eingezogen. Jento stellte mir damals den Stuhl hin und sagte:

„Manchmal muss man abruhn. Kannst es natürlich auch bei uns unten im Wohnzimmer. Aber vielleicht willst du mal allein sein und so.“ Ich verstand ihn nicht. Für seine Freundlichkeit hatte ich keine Verwendung. Kam ich von der Arbeit, ging ich in den Stall. Oder auf die Wiese. Oder in die Heide. Es gab vielerlei zu tun in Jentos individueller Wirtschaft. Drei Kühe mussten versorgt werden, sechs Schweine, davon zwei Sauen, Stücker vier Schafe und ein Panje-Pferd. So ein Vorsitzender kann sich nicht um den häuslichen Kram kümmern. Er muss die großen Dinge im Auge haben. So war es recht und billig, dass ich ihm die Arbeit abnahm. Sparte mir dadurch die Miete und das Essen. Immerhin - zum Abruhn blieb nur das Bett. Der Stuhl stand völlig umsonst in der Kammer. Auch die Gardinen, die die Frau zweimal im Jahr aufsteckte, verfehlten ihren Zweck. Ich sah sie nicht. Nur wenn sie fehlten, fiel es ein bisschen auf. Na ja.

Heute aber genieße ich den Komfort. Mitten in der Nacht. Das Bett kann mich nicht locken, der heraufkommende Tag nicht schrecken. Ich habe eine Unmasse Zeit. Es ist mir, als dauere diese Stunde ewig. Das, was sich da draußen tut, geht mich nichts mehr an. Ich bin fertig damit. Morgen werd' ich nichts weniger als den Kram hinschmeißen. Geh' einfach in die Rutenberger Glashütte, verdien' mein Geld beim Külbelmachen und stell' mich nach Feierabend an die Kreuzung, um den Mädeln nachzupfeifen. Anschließend setz' ich mich in Magnus' Ekkneipe und lass' mich langsam mit Bier volllaufen. Ich hab's ja! Dann mit schweren Gliedern ins Bett.

Früh geht's weiter - immer von vorn. Fällt's mir ein, lass' ich das Bier weg und spar' auf ein Motorrad. Alles drin bei dem Verdienst. Solche Aussichten hab' ich. Es kann auch sein, dass ich den Gleisbau bevorzuge. Möglicherweise stecken sie mich auf eine Großbaustelle. Schwarze Pumpe oder so. Da verdien' ich mit der linken Hand und dem kleinen Finger dreimal so viel wie hier in dem vergammelten Genossenschaftsverein. Und hab' meinen Feierabend.

So stehn die Aktien, meine Herren!

Das Speicherfeuer hat auch mir ein Licht aufgesteckt. Jahrelang hockte ich auf einem Fleck. Sah nicht nach links, nicht nach rechts. Schluckte alles 'runter, was sie mir vor die Nase setzten. Hatte einen guten Magen und verdaute viel. Schiefe Blicke, Beleidigungen, Hohnreden, Ausbeutung. Nun ist Feierabend! Die Zeiten haben sich geändert. Sie halten für junge Leute beide Arme offen.

Nimm schon! sagen sie. Es ist alles für dich. Brauchst dich nicht zu zieren. Sechshundert Mark bar auf die Hand, Auslösung dazu, Unterkunft und Verpflegung spottbillig. Du kannst was werden bei uns.

Was bin ich geworden? Ein lumpiger Dorfzimmermann mit sechzig Mark in der Woche. Für Gardinen, Korbstuhl und Bett zahl' ich die Feierabendstunden. Ein Idiot war ich! Ein Brummochse ohnegleichen.

Das hat nun alles sein Ende. Morgen wird gekündigt. Mal sehen, was sie für Augen machen. Oder besser gar nicht hinsehen. Was geht's mich an? Mögen sie sich kümmern. Der Jento zuerst. Ich bin niemandem etwas schuldig geblieben. Niemandem? Da ist Schäfer Hubalek zum Beispiel. Ein Schwätzer, ja. Aber ein Mensch mit so etwas wie einer Seele in der Brust. Man kann es, glaub' ich, auch Herz nennen. Weiß nicht genau. Auf jeden Fall hat er mich seinerzeit zu sich genommen, als ich noch nicht mal auf den Beinen stehen konnte. Das war fünfundvierzig und eine hundsmiserable Zeit. Die Dorfleute müssen ihn damals für behämmert gehalten haben. Wer nahm schon ein Zuchthäuslerbalg in Pflege, wenn er selber nichts zu beißen hatte? Kurz und gut: Hubalek tat es. Noch mehr. Als Scholz-Teifel drei Jahre später in der Schäferkate erschien und mich mitnehmen wollte, warf Hubalek den finsternen, gewalttätigen Mann vor die Tür. Jawohl, der kleine mickrige Hubalek war das, kein anderer.

Das weiß ich nun schon.

„Verschwinde!“ sagte er zu Scholz-Teifel, „verzieh dich! Du hast kein Vaterrecht. Such im Zuchthaus nach. Dort muss es liegen geblieben sein.“

Und Johann Scholz, der mein Vater sein sollte, ging mit gesenktem Kopf. Und mit leeren Händen. Was immerhin ein Wunder war.

Mit dem Begriff Vaterrecht wusste ich damals nichts anzufangen. Aber dass hier ein Kleiner einen Großen besiegt hatte, das leuchtete mir ein. Also ging ich hin und verprügelte den zwei Jahre älteren Sohn vom Jento-Bauern. Es lag kein Grund vor. Ich tat's nur, um meine Kraft zu probieren. Riss ihm ein Bündel seiner roten Haare aus und blieb Sieger.

Als Hubalek von der Geschichte erfuhr, gerbte er mir das Hinterteil mit einem Stück Korbweide. Dann setzte er mir auseinander, dass ich der letzte im Dorf sei, der das Recht habe, den Sohn des reichsten Bauern zu vermöbeln. Wieder war vom Recht die Rede. Ich verstand immer noch nichts und fühlte mich ungerecht behandelt.

Später interessierte sich der Bauer Kubo für mich. Als Hubaleks Frau starb, nahm er mich auf seinen Hof,

„Am Ende mach' ich dich zum Erben“, sagte er. Dabei sah er seine Hedwig von der Seite an. Er brauchte einen langen Blick dazu, denn die Frau trug gute zwei Zentner mit sich herum, und kein Pfund an ihr war in der Lage, neues Leben zu gebären. Fortan lebte ich unter der Fuchtel des ewig unzufriedenen Weibes. Sie prügelte mich mit Blicken, wenn ich am Nachmittag über den Schulbüchern saß, mit ihren großflächigen Händen, wenn ich früh nicht aus dem Bett wollte und meine Stallarbeit vergaß, und manchmal auch mit dem Halfter, wenn ich mir ein Markstück vom Schrankbrett genommen hatte, um in Rutenberg Eis und Limonade zu kaufen. Der Bauer sah zu und schmunzelte.

„Lass ihn am Leben, Hedwig. Er hat schon beinah ein Recht auf das Geld. Nimm es als Vorgriff auf das künftige Erbteil.“ Darauf schlug mich die Frau noch mehr. Und sie spuckte

auf die Diele, was ihrer reinlichen Natur ganz widersprach. „Der?“, schrie sie, „der und Hoferbe? Eher erwürg' ich ihn.“ Heute weiß ich ja, warum ich ihr im Wege war. Fünf lange Jahre raubte ich ihr tagtäglich ein Stück Hoffnung. Sie, die Tochter eines armen Schluckers, wollte so sein wie andere Frauen auch. Sie wollte einen leiblichen Erben gebären, damit alles seine Ordnung bekam. Sie war sehr für Ordnung! Deshalb fuhr sie auch zu Ärzten, Pfuschern und weisen Männern und schleppte Speck und Schinkenseiten zu Leuten, die Hilfe versprachen. Alles umsonst. Aber sie gab nicht auf. Um der lieben Ordnung willen stürzte sie sich in größte Unordnung. Ließ sich mit anderen Männern ein, mit jüngeren, kraftstrotzenden, versteht sich, damit der Knoten reißen sollte. Sie trieb auch Kubo unablässig ins Bett und heizte ihre zwei Zentner auf Hochglut. Schließlich machte sie Magerkuren, die ihr wochenlang nagenden Hunger einbrachten, den Hüftspeck aber kaum verringerten. Sie kämpfte weiter, auch als Kubo mich auf den Hof nahm und mir in ihrer Gegenwart die Erbschaft versprach. Nur, dass sie nun allein hoffte und dass dieser Hoffnung Grenzen gesetzt waren. Jeder Tag, der mich älter machte, raubte ihr ein Stück davon. Sollte sie mich unter diesen Umständen vielleicht auf den Armen wiegen?

Wie gesagt, heut kann ich hinter die Kulissen sehen. Damals freilich ging ich ihr aus dem Wege, wenn es sich einrichten ließ. Ich hielt mich an Kubo, der aus mir einen Landwirt machen wollte. Einen guten, verdammt noch mal, so einen, wie er es war.

„Streck dich!“, sagte er dreimal am Tage zu mir. „Bauer wird man hierzulande nur, wenn man seine Knochen nicht schont.“ Alles, was er mir beibrachte und für mich aufwandte, habe ich mit meinen Händen tausendmal vergolten. Ich war es, der die Wirtschaft in Schuss hielt, als der Bauer plötzlich aufsteckte. Deshalb kann auch er keine Rechte mehr anmelden. Ich bin zehnmal fertig mit ihm. Er hat mich verraten und sitzen lassen.

Achtundfünfzig verkaufte er den Hof und mich gab er als Draufgeld. Der schlaue Fuchs witterte die Genossenschaft über sieben Meilen. Er wollte sich nicht ins Joch der Habenichtse spannen lassen. Ein Gespann Pferde und einen Gummiwagen nahm er mit. Fortan betrieb er ein Fuhrgeschäft. Die dicke Hedwig wurde noch einige Zentimeter umfangreicher. Das machte die Ruhe. Alle Pläne, es doch noch zu einem Erben zu bringen, konnte sie nun aufgeben. Es war keiner mehr nötig. Und der neue Besitzer brachte eine Herde Kinder mit. So lösten sich alle Probleme mit einem Schlag. Nur ich blieb übrig. Was soll ein fünfzehnjähriger Spund in der Welt anfangen, wenn er mit niemandem rechnen kann? Keine Aussichten, keine Familie, nur eine Kammer, nach der die beiden Ältesten des Neuen vom ersten Tage an schielten.

Es stellte sich heraus, dass ich doch nicht ganz so allein war. Hubalek kümmerte sich plötzlich wieder um mich. Er tat jemandem einen Gefallen und verschaffte mir eine Lehrstelle als Zimmermann. Ich kam unter die Fuchtel des alten Graupeter, der damals noch Polier war und mich nur deshalb annahm, um wiederum jemandem einen Gefallen zu erweisen. Jento bot mir die Giebelkammer an. Sie stand leer, seit sein Sohn die kreisstädtische Internatsschule besuchte. Er stellte mir den Stuhl hin, auf dem ich nun nach vier Jahren das erste Mal sitze und abruhe.

So war es immer, denke ich. All die Leute haben dir was hingestellt. Hubalek das

Geschwafel vom Vaterrecht, Kubo die Erbschaft und Jento den Stuhl zum Abruhen. Und keiner hat es je ernst gemeint. Nur, dass sie dir die Augen verkleistern wollten. Schluss damit! Du bist alt genug, um ohne die Herrschaften auszukommen.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Nowotny/Hexenfeuer/hexenfeuer.htm> ***

Joachim Nowotny



Joachim Nowotny entstammt einer Arbeiterfamilie. Er absolvierte eine Lehre als Zimmermann und arbeitete in diesem Beruf. 1954 legte er an einer Arbeiter-und-Bauern-Fakultät die Reifeprüfung ab und studierte anschließend bis 1958 Germanistik an der Universität Leipzig. Nach Abschluss des Studiums arbeitete er als Verlagslektor. Seit 1962 lebt er als freier Schriftsteller in Leipzig. Von 1967 bis 1982 wirkte er als Dozent am dortigen Literaturinstitut Johannes R. Becher.

Joachim Nowotny ist Verfasser von Erzählungen, Romanen, Hör- und Fernsehspielen. Den Schwerpunkt seines Werkes bilden Kinder- und Jugendbücher; thematisch ist er eng mit seiner Heimatregion, der Lausitz, verbunden. Nowotny behandelte als einer der ersten DDR-Autoren am Beispiel des Lausitzer Braunkohle-Tagebaus Themen wie Landschafts- und Umwelterstörung.

Joachim Nowotny ist seit 1990 Mitglied des Verbands Deutscher Schriftsteller.

Auszeichnungen:

1971 Alex-Wedding-Preis,

1977 Heinrich-Mann-Preis

1979 Nationalpreis der DDR (II. Klasse für Kunst und Literatur)

1986 Kunstpreis des FDGB.

Bibliografie (Auswahl)

Hochwasser im Dorf, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1963

Jagd in Kaupitz, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1964

Hexenfeuer, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1965

Jakob läßt mich sitzen, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1965

Labyrinth ohne Schrecken, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1967

Der Riese im Paradies, Der Kinderbuchverlag, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1969

Sonntag unter Leuten, Mitteldeutscher Verlag, Halle (S.) 1971

Ein gewisser Robel, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1976

Die Gudrunsage, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1976

Ein seltener Fall von Liebe, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1978

Abschiedsdisco, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1981

Letzter Auftritt der Komparsen, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1981

Die Äpfel der Jugend, Aufbau Verlag, Berlin 1983

Ein Lächeln für Zacharias, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1983

Der erfundene Traum und andere Geschichten, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1984

Schäfers Stunde, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1985

Der Popanz, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1986

Wo der Wassermann wohnt, Domowina Verlag, Bautzen 1988 (zusammen mit Gerald Große)

Adebar und Kunigunde, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1990

Als ich Gundas Löwe war, Faber & Faber, Leipzig 2001

E-Books von Joachim Nowotny

Hochwasser im Dorf

Jagd in Kaupitz

Jakob läßt mich sitzen

Der Riese im Paradies

Die Gudrunsage

Abschiedsdisco

Der Popanz und Ein Lächeln für Zacharias

Adebar und Kunigunde

Hexenfeuer

Labyrinth ohne Schrecken

Sonntag unter Leuten

Ein gewisser Robel

Ein seltener Fall von Liebe

Letzter Auftritt der Komparsen

Schäfers Stunde

Ausführliche Informationen unter www.ddrautoren.de